

„Wir sind nah dran, den Krebs zu besiegen“

Der Milliardär Thomas Strüngmann ist mit Nachahmer-Pillen reich geworden. Jetzt steckt er sein Geld in Biotech-Start-ups. Ein Gespräch über den Segen der Selbstheilung und die Freude am Forschen.

Herr Strüngmann, Sie haben seit 2007 rund eine Milliarde Euro in die Gentechnik gesteckt, aber ein neues Medikament ist dabei nicht herausgekommen. Wann geben Sie auf?

Überhaupt nicht. Im Gegenteil: Wir – mein Bruder Andreas und ich – werden unser Biotech-Engagement in den kommenden Jahren sogar um rund 500 Millionen Euro aufstocken. Es kommt aber auch Geld zurück: Wir haben zwischenzeitlich zwei unserer Biotech-Firmen erfolgreich verkauft und eine ganze Reihe von Lizenzverträgen mit Pharmakonzernen abgeschlossen.

Mit einem Indexfonds von der Direktbank wären Sie trotzdem besser dran. Da bekommt man schön regelmäßig Geld und muss nie nachschießen.

Das stimmt, da wäre unsere Rendite in den vergangenen zehn Jahren womöglich höher und sicherer gewesen. Aber solche Anleger sind wir nicht. Uns kommt es auf den inneren Wert der Unternehmen an, der spiegelt sich nicht unbedingt im Börsenkurs. Klar, wir haben auch Ausfälle gehabt. Das ist dem Sachrisiko geschuldet, in der Arzneimittelforschung wird nicht aus jeder guten Idee auch ein erfolgreiches Produkt. Aber die vergangenen Monate zeigen, dass wir jetzt auf dem richtigen Weg sind.

Was macht Sie da so sicher?

Drei Beispiele: Eine unserer Firmen, Aicuris aus Wuppertal, hat für ein neues Mittel gegen Virusinfektionen von der amerikanischen Zulassungsbehörde den „Breakthrough“-Status erhalten, wird jetzt bevorzugt behandelt. Eine andere, Ganymed aus Mainz, übernimmt ein japanischer Konzern für bis zu 1,2 Milliarden Euro, weil die Studienergebnisse für neue Wirkstoffe gegen Krebs so gut sind. Und Biontech, ebenfalls aus Mainz, arbeitet jetzt mit vier internationalen Pharmakonzernen zusammen. Dieses Unternehmen ist mit 700 Mitarbeitern zur größten privaten Biotech-Firma in ganz Mitteleuropa geworden. Dort geht es rasant vorwärts. Wir kommen unserem Traum sehr nahe, den Krebs zu besiegen.

Wie genau soll das funktionieren?

Da helfen uns Algorithmen und die künstliche Intelligenz, die Digitalisierung: Wir lernen die Patienten immer besser kennen. Wir führen eine Gensequenzierung des Tumorgewebes durch, vergleichen dies mit der gesunden Zelle des Patienten und entwickeln daraus eine gezielte Immuntherapie. So wird das eigene Immunsystem des Patienten aktiviert, die Krebszellen zu bekämpfen.

Das versuchen viele andere auch.

Wir glauben, unserem schärfsten Konkurrenten aber mindestens ein Jahr voraus zu sein.

Wie kommt es dann, dass bei uns in Deutschland kaum einer diese Perle kennt?

Das frage ich mich auch manchmal. Wenn wir in Amerika mit Investoren reden, wissen viele Bescheid über Biontech aus Mainz. Einer der größten Biotech-Konzerne dort, Genentech, arbeitet mit uns zusammen.

Und was ist mit der deutschen Pharmabranche? Boehringer Ingelheim und Merck sitzen doch direkt vor der Haustür.

Die deutschen Pharmafirmen sind nicht im selben Maße auf die Immuntherapie konzentriert wie Genentech. Hinzu kommt, dass die Konzerne hierzulande lange nicht dieselbe Risikofreudigkeit wie ihre Wettbewerber aus den Vereinigten Staaten hatten. Und auch die deutsche Politik erkennt erst langsam, welches Potential in dieser Technik steckt.

Deshalb sind ganze Forschungsabteilungen nach Amerika abgewandert. Warum verlegen Sie Ihre Firmen nicht auch nach Boston?

Wir empfinden als Unternehmer eine gesellschaftliche Verantwortung. Mein Bruder und ich konnten zusammen den

Arzneimittelhersteller Hexal aufbauen, wir hatten Glück im Leben. Jetzt haben wir den Traum, wenigstens ein neues Medikament hier in Deutschland zu entwickeln, von der Forschung im Labor bis zur Markteinführung. Uns haben so viele Experten gesagt, das sei unmöglich. Wir arbeiten daran, es zu schaffen.

Wäre es für die Gesellschaft nicht besser gewesen, die große Firma Hexal mit allen Arbeitsplätzen zu erhalten, anstatt sie zu verkaufen und mit dem Erlös zu spekulieren?

Nein, das sehen wir anders. Erstens geht es uns nicht um Spekulation, um eine möglichst schnelle, möglichst hohe Rendite, sondern um langfristige Investitionen. Und zweitens beschäftigen die Pharmafirmen, die wir finanzieren, zusammen heute schon mehr Leute in Deutschland als Hexal zu seinen besten Zeiten, das waren rund 1500.

Noch stürmischer wachsen die Start-ups aus der Internetbranche, Stichwort Big Data. Haben Sie diesen Trend als Investor verpasst?

Keinesfalls. Big Data – und noch mehr: Deep Data – ist eine der wichtigsten Komponenten für die individualisierte Medizin, wie sie Biontech betreibt. Da geht es vor allem um die tiefe Analyse von genetischem Material. Das ist etwas ganz anderes als das schnellelebige Geschäft der vielen Online-Plattformen, die jetzt so große Schlagzeilen machen. Was sollen wir in eine Online-Modelfirma investieren, wenn wir stattdessen auch in eine echte Arzneimittelinnovation investieren können?

Genug Geld dafür ist da, Hexal war dem Schweizer Pharmakonzern Novartis 5,6 Milliarden Euro wert.

Trotzdem werden wir das nicht alleine stemmen. Zum einen ist das Geld ja auch anderweitig investiert. Zum anderen möchten wir uns Partner aus der Biotech-Branche holen.

Verkaufen Sie doch etwas anderes, um Ihren Traum vom eigenen Medikament wahr zu machen.

Wir haben dafür ja schon das eine oder andere verkauft. Aber wir setzen natürlich nicht alles auf eine Karte, da gibt es auch eine Verantwortung gegenüber der ganzen Familie. Bevor du eine D-Mark aus gibst, habe 1,50 D-Mark im Rücken, so hat es mir mein Vater beigebracht.

Was haben Sie vor?

Wir prüfen für Biontech unterschiedliche Szenarien, unter anderem auch einen Börsengang. Das halte ich für die wahrscheinlichste Option. In den nächsten drei Jahren sollten wir so weit sein.

Und dann überlassen Sie als Minderheitsaktionär im stillen Kämmerlein anderen den Triumph, wenn eines Tages tatsächlich ein neues Krebsmittel von Biontech auf den Markt kommt?

Wir rechnen damit, dass wir die Mehrheit der Aktien behalten werden. Es geht uns ja überhaupt nicht darum, jetzt Kasse zu machen. Im Gegenteil, wir werden zum Börsengang auch selbst noch einmal Geld nachlegen.

Für die Frankfurter Börse wird das eine Sensation: Endlich wieder ein richtiger Biotech-Börsengang.

Wir werden alle Börsenplätze auf das Für und Wider prüfen. Aber wie gesagt, es gibt in Deutschland keine große Biotech-Szene, ganz zu schweigen von der nötigen Investment-Kultur.

Was meinen Sie damit?

In Amerika sitzen in den Investmenthäusern Naturwissenschaftler, die wissen, wozu es in der Biotechnologie geht. Dort fließt 60 Mal so viel Geld in die Branche. Vor allem deshalb fallen wir gegenüber den Amerikanern zurück, den Vorsprung können wir mittelfristig nicht aufholen. Anders gesagt: Es fehlt der Biotechnologie in Deutschland nicht an guten Ideen, auch nicht an Neugründungen, sondern am Kapital, um die Start-ups groß zu machen.



Thomas Strüngmann, 67, hat mit seinem Zwillingbruder Andreas einst den Generikahersteller Hexal gegründet und ihn 2005 für 5,6 Milliarden Euro an Novartis verkauft.

Foto: Jan Roeder

Werfen Sie es den Deutschen vor, dass sie lieber auf Nummer sicher gehen und Autoaktien kaufen?

Nein, keineswegs. Aber Biotech ist eine echte Zukunftsbranche. Da mag die Frage erlaubt sein, warum sie im Vergleich so wenig Unterstützung von der Politik erhält. Für die Autokonzerne gab es zuerst die Abwrackprämie, jetzt kommen viele Millionen Euro Fördermittel für die Elektroautos dazu.

Sind Sie neidisch auf die Autohersteller, die damit gepöppelt werden?

Es geht doch nicht um Neid, sondern darum, wie wir den Herausforderungen der Zukunft entgegentreten. Und wie wir mit den steigenden Kosten im Gesundheitssystem klarkommen. In Deutschland geben wir 13 Prozent vom Bruttoinlandsprodukt für die Gesundheit aus, Tendenz steigend. Die Amerikaner sind schon bei 18 Prozent.

Ein Vorschlag: weniger Geld für die Pharmabranche, die hohe Profite ausweist und für manche Pillen 100 000 Dollar kassiert.

Ganz klar, da hat es Übertreibungen gegeben. Deshalb ist es für mich auch schon in der Entwicklung unserer neuen Präparate wichtig, dass sie am Ende bezahlbar bleiben, darauf legen wir großen Wert. Aber zu der Hepatitis-Tablette, an der sich der 100 000-Dollar-Streit entzündet hat, muss man wissen: Gäbe es sie nicht, wäre die Behandlung der Patienten weit teurer, weil dann Folgekosten dazukämen, etwa für Transplantationen oder die Behandlung von Leberzirrhose. Und bitte bedenken Sie die Hauptsache: Diese Tablette heilt.

Wie teuer darf Gesundheit sein?

In Großbritannien gibt es ja einen festgelegten Betrag: Mehr als 30 000 Pfund darf ein zusätzliches Lebensjahr nicht kosten, von ein paar Ausnahmen abgesehen. Ich bezweifle, dass es in Deutschland so weit kommen wird. Wir müssen uns aber fragen, für welche Art von Innovation die Gesellschaft bereit ist zu zahlen. Übernimmt das Sozialsystem die Kosten für mehr Komfort, zum Beispiel wenn eine neue Tablette es den Patienten ersparten würde, sich mehrfach am Tag ein Arzneimittel zu spritzen? Das müssten wir offen diskutieren, aber der Politik ist das zu heikel. Wir haben heute zwar Preisverhandlungen, aber keine wirklichen Kosten-Nutzen-Bewertungen in der Pharmapolitik. Beide Seiten, die Industrie und die Politik, müssen sich bewegen. Sonst halte ich die Gefahr für sehr groß, dass es zu einer ausgeprägten Zweiklassenmedizin kommt.

Über die Ungleichheit in der Gesellschaft wird zurzeit ja viel geredet, viele wollen den Wohlhabenden ans Portemonnaie. Fühlen Sie sich als einer der Reichsten im ganzen Land noch wohl am Tegernsee?

Wir fühlen uns in Deutschland sehr wohl. Natürlich spüre ich auch, wie sich das Klima verändert. Mein Bruder und ich stecken unser Vermögen nicht unter die Matratze. Wir investieren vor allem in Deutschland, mit allen einhergehenden Chancen und Risiken. Und wir fördern mit unseren Stiftungen zum Beispiel die universitäre Forschung.

Es gibt andere Länder, wo es sich mit genug Kleingeld schön leben

lässt, ganz ohne Neiddebatte und Reichensteuer.

Wenn Sie wissen wollen, ob Auswandern für mich in Frage kommt: nein. Ich habe mein soziales Netzwerk hier in Deutschland, nicht in der Karibik. Da sind schon manche hingegangen und dann einsam und traurig gestorben. Das brauche ich nicht, genauso wenig wie übertriebenen Luxus.

Andere Familien zerfleischen sich, wenn es so viel Geld zu verteilen gibt wie bei Ihnen. Sie und Ihr Bruder dagegen sind jetzt schon seit mehr als 40 Jahren Geschäftspartner. Wie schaffen Sie das bloß ohne Zoff?

Wir vertrauen einander, ganz einfach. Wir sind Zwillingbrüder, und seit ein paar Jahren wissen wir, dass wir sogar

eineiige Zwillinge sind. Aber wir haben trotzdem große Unterschiede. Und im Geschäft haben wir von Anfang klar die Aufgaben verteilt, das war schon damals bei Hexal so. Im Scherz sagen wir jetzt manchmal: Ich hole die Firmen rein, und er räumt hinterher auf, was ich damit angerichtet habe.

Das Gespräch führte Sebastian Balzter.

ANZEIGE

Öl weiter denken

Flüssige Brennstoffe bringen die Energiewende voran

Klimaschutz und Energiewende können nur gelingen, wenn auch der Wärmemarkt mit seinen über 40 Millionen Wohnungen einen substantiellen Beitrag leistet. Voraussetzung dafür ist, dass die notwendigen Maßnahmen für die Menschen bezahlbar sind. Deswegen ist ein technologieoffener Wettbewerb um die besten und günstigsten Lösungen unverzichtbar.

Bei der Energiewende konzentriert sich die Politik vor allem auf die Idee einer „All Electric Society“. Wie groß diese Herausforderung ist, zeigt ein Blick auf den Anteil erneuerbaren Stroms am heutigen Energieverbrauch: Er liegt bei nur acht Prozent. Der erforderliche Ausbau der Stromerzeugungskapazitäten wird viel Zeit und Geld kosten und es ist fraglich, ob er gelingen wird. Die Möglichkeiten, die bewährte, akzeptierte und bezahlbare Technologien bieten, werden dagegen oft unterschätzt.

Zu diesen Technologien zählen Brennwertheizungen. 20 Millionen Menschen heizen hierzulande mit Öl. Bereits heute setzen immer mehr davon auf Öl-Brennwertkessel, die mit einer fast 100-prozentigen Energieausnutzung höchste Effizienz bieten. Zudem werden Ölheizungen oft mit erneuerbaren Energien kombiniert. Der speicherbare Energieträger Heizöl übernimmt vor allem dann zuverlässig die Wärmeversorgung, wenn Wärme aus Sonnenenergie oder etwa Holz nicht zur Verfügung steht. Solche Öl-Hybridheizungen könnten künftig dank Power-to-Heat auch überschüssigen Ökostrom in die Wärmeversorgung einbinden.

Um die Vorteile flüssiger, speicherbarer Energieträger langfristig nutzen zu können, wird an weiteren Innovatio-

nen gearbeitet. Dabei werden verschiedene Ansätze zur Entwicklung neuer treibhausgasreduzierter Brennstoffe verfolgt, etwa die Herstellung synthetischer flüssiger Kohlenwasserstoffe aus unterschiedlichen Quellen wie Rest- oder Abfallstoffen.

Ölheizter: Mehr als 50% kombinieren Heizöl mit erneuerbaren Energien – vor allem mit Solarthermie und Holz



Quelle: Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage der Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) unter 3.559 Hausbesitzern in Deutschland im Auftrag des Instituts für Wärme und Oeltechnik (IWO), Herbst 2016. Grafik: IWO



Gut investierte Förderung

Bis zu 30 Prozent an Energie kann eingespart werden, wenn eine veraltete Heizungsanlage auf den Stand der Technik gebracht wird. Eine Beibehaltung der Förderung auf hocheffiziente Brennwerttechnik ist daher sinnvoll zur schnellen Steigerung der Energieeffizienz in den Heizungskellern Deutschlands. Und zukünftig könnten Brennwertheizungen durch den Einsatz von neuentwickelten treibhausgasreduzierten Brennstoffen weitere wertvolle Beiträge zum Klimaschutz leisten.